

DAVID WHITLEY
Das Land des letzten Orakels



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Die Gründer des Stadtstaates Agora hatten prophezeit, dass eines Tages zwei Richter in der Stadt erscheinen würden. Jugendliche, deren Urteil über Agoras Zukunft entscheiden würde.

Nun ist die Zeit der Richter. Doch diese wissen nichts von ihrem vorherbestimmten Schicksal. Es sind Mark und Lily, ein ängstlicher Junge und ein neugieriges Mädchen. Für kurze Zeit hatten sie zueinandergefunden, nun wurden sie wieder getrennt, und allein müssen sie beide um ihr Überleben kämpfen.

Mark ist nach seiner Flucht in die Agora umgebenden Wälder in die Stadt zurückgekehrt. Doch er muss sich verstecken, um nicht zwischen die Fronten zu geraten. Denn in Agora stehen sich ein tyrannisches Stadtoberhaupt und eine Gruppe heißblütiger Revolutionäre unversöhnlich gegenüber. Kann Mark seine Stadt davon abhalten, sich selbst zu zerstören?

Lilys Weg hat sie derweil in das dunkle, fremdartige Land Naru geführt, wo die einzig gängige Währung in Informationen besteht und die schemenhaften Einwohner ihre Persönlichkeit je nach Laune verändern. Dort soll ein Orakel Lily verkünden, was sie und Mark unbedingt wissen müssen: ihre eigentliche Aufgabe. Aber das Orakel verlangt eine Bezahlung: Bevor Lily ihr Schicksal erfährt, muss sie das eine Geheimnis auf der ganzen Welt finden, das dem Orakel bisher verborgen geblieben ist ...

Autor

David Whitley wurde 1984 geboren, studierte englische Literaturwissenschaft in Oxford und träumte schon immer vom Schreiben. Bereits mit siebzehn Jahren wurde er für den »Kathleen Fidler Award« nominiert, mit zwanzig gewann er den »Cheshire Prize for Literature«. Neben der Literatur fasziniert David Whitley auch das Theater, und er tritt immer wieder als Sänger auf. Seine auf drei Bände angelegte Serie um die geheimnisvolle Welt Agoras wurde von Lesern und Presse gleichermaßen begeistert aufgenommen. Mehr zum Autor und seinen Büchern unter www.davidwhitley.co.uk.

Von David Whitley sind im Goldmann Verlag außerdem lieferbar:

Die Stadt der verkauften Träume. Roman (46691)
Die Kathedrale der verlorenen Dinge. Roman (47467)

David Whitley

Das Land
des letzten Orakels

Roman

Aus dem Englischen
von Peter Beyer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Canticle of Whispers« bei Roaring Brook Press, a division
of Holtzbrinck Publishing Holdings Limited Partnership, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2013

Copyright © der Originalausgabe 2013 by David Whitley

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Tertia Ebert; FinePic

Redaktion: Alexander Groß

Th · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47468-4

www.goldmann-verlag.de

Für Jamie und Nienke

*Yet pull not down my palace towers, that are
So lightly, beautifully built:
Perchance I may return with others there
When I have purged my guilt.*

Alfred, Lord Tennyson

TEIL EINS

Antworten

KAPITEL 1

Echos

Tertius hatte gesagt, er werde ihr ein Wunder zeigen.

So weit weg von den mittleren Höhlen war Septima noch nie gewesen. Zwar waren sie schon seit Tagen auf der Flucht, aber bis jetzt waren sie in der Nähe der ihnen bekannten Stätten geblieben – hatten, wann immer sie konnten, Proviantpakete stibitzt und aus tiefen, klaren Wasserbecken getrunken, wenn sie keine solchen fanden. Manchmal knurrte ihnen der Magen, und der ständige Nervenkitzel versetzte sie nach wie vor in helle Aufregung. Sie wusste, dass die Wächter sie bald einholen würden.

Als Tertius ihr daher vor einer Stunde gesagt hatte, er habe den Weg vor ihnen ausgekundschaftet und sei dabei auf etwas Erstaunliches gestoßen, war sie davon überzeugt gewesen, dass er gelogen hatte. Vielleicht hatten die Wächter ihn erpresst. Vielleicht führte er sie in eine Falle.

Das hielt sie natürlich nicht davon ab mitzugehen.

Sie bewegten sich durch ihr unbekannte, geheimnisvolle Höhlen. Es leuchtete darin kein Kristalllicht, sodass sie beide ihre Laternen entzündeten. Der Metallhenkel der Lampe fühlte sich glatt und warm in ihrer Hand an. Im Lampenlicht sah alles anders aus. Tertius' blasses Gesicht war auf einmal golden glänzend, und seine großen, dunklen Augen leuchteten vor Aufregung.

Septima strich sich durch ihr langes, aschblondes Haar.

»Ist es noch weit?«, wagte sie zu fragen. Eigentlich war sie nicht mit Fragen an der Reihe, doch hier draußen konnte man sämtliche Regeln brechen.

»Nur noch ein paar Höhlen weiter«, erwiderte er. Seine Stimme klang hoch und angespannt, ganz ohne die Musikalität, die sonst in ihr mitschwang. Septima wurde ein wenig ungehalten. Das hier war *sein* Wunder, und dann sollte er auch keine Angst davor haben.

Sie wollte gerade etwas erwidern, als sie ein merkwürdiges Echo vernahm, zu weit entfernt, um es zu verstehen. Plötzlich bekam auch sie es mit der Angst zu tun und schlang ihr langes Kleid enger um sich.

»Wir sind in der Nähe der Kakophonie«, flüsterte sie. »Du hast nichts davon gesagt, dass das Wunder hier draußen ist. Was, wenn es verschwunden ist?«

»Das wird es schon nicht«, entgegnete er gereizt. »Jammer nicht herum. Ich brauche dir auch gar nicht zu antworten. Du hast mir schon seit Tagen nichts Neues mehr erzählt.«

Schmollend verfiel sie in Schweigen. Aber es stimmte. Sie würde bald etwas Berichtenswertes für ihn finden müssen. Sie wollte nicht, dass er das Interesse an ihr verlor.

Sie war erst einmal in der Nähe der Kakophonie gewesen. Damals, als sie noch zu jung gewesen war, um zu singen, hatte ihr Lehrer sie und die anderen aus ihrer Gruppe zu den äußeren Höhlen mitgenommen. Diesen Besuch würde sie nie vergessen.

Sie erinnerte sich an die fremdartige Stille. Ihr Lehrer hatte ihnen verboten zu reden. Wenn man in der Nähe der Kakophonie redete, forderte man sie dazu heraus, herbeizukommen und einen zu entdecken.

Dann war da noch die Dunkelheit gewesen. Der Lehrer hatte ihnen befohlen, ihre Laternen zu löschen. Eines der Mäd-

chen hatte sich geweigert weiterzugehen. Sie hatte sich vorher noch nie aus dem Bereich des Kristalllichts herausgewagt. Die anderen hingegen waren mutiger gewesen. Das Mädchen hatte sich zusammengekauert, und sie hatten sie zurückgelassen und waren in die pechschwarzen Höhlen hineingegangen und dabei über kleine Unebenheiten auf dem Boden gestolpert.

Während Septima weiterging, spürte sie die gleichen Unregelmäßigkeiten unter ihren Füßen. Der Boden fühlte sich hier so ganz anders an als der glatte Stein in der Nähe des Mittelpunkts. Trotzig starrte sie die in ihrer Laterne flackernde Flamme an. Hier war kein Lehrer, der ihr befahl, im Dunkeln weiterzugehen. Zum ersten Mal in ihrem Leben brach sie die Regeln. Sie war eine Rebellin.

Doch als Tertius und sie nun tiefer in die äußeren Höhlen vordrangen, hörte Septima wieder das, was sie Jahre zuvor so in Schrecken versetzt hatte – die Echos. Sie drangen aus der Stille zu ihnen, leise zunächst, doch an Intensität zunehmend. Es waren strudelnde, rauschende Töne, so wie das Toben eines aus Worten, Rufen und Klagen bestehenden Flusses. Septima hielt sich die Ohren zu, doch es machte keinen Unterschied. Diese Echos drangen anscheinend aus dem Boden hervor.

Es waren gar nicht die Stimmen selbst, die sie erschreckten, sondern die Leidenschaft, die ihnen innewohnte. Jede einzelne brüllte vor Freude oder schrie vor Schmerz. Eine Million Stimmen, die alle gleichzeitig redeten, die allesamt forderten, dass sie ihnen zuhörte. Mit klopfendem Herzen beschleunigte sie ihre Schritte. Es hieß, es sei Wahnsinn, durch die Kakophonie zu gehen. Die undurchdringliche Barriere, die ihre Heimat umgab, bestand aus einem Meer von Geräuschen, welche die äußeren Höhlen mit irrsinnigem Geheul und nerv-

tötendem Geflüster erfüllten. Aber das hielt die Leute nicht davon ab, sich ihnen so weit zu nähern, wie sie es wagten.

»Wir müssen doch nicht durch die Kakophonie gehen, oder?«, fragte Septima, als die Echos ein wenig verhallt waren. Tertius gab keine Antwort. Er würde jetzt nicht reden. Erst wenn Septima ihm im Gegenzug neue Informationen gegeben hatte.

»Ich war schon einmal hier«, stieß sie hervor. Nach wie vor Schweigen. »Vor sechs Jahren. Kurz bevor wir zum ersten Mal miteinander gesprochen haben.« Sie biss sich auf die Lippen. War das genug?

Endlich drehte sich Tertius um. Er wirkte zufrieden. Erleichtert stieß Septima den Atem aus. Sie hatte ihm genug Informationen gegeben, hatte den Stand ihres Wissensaustauschs ins Gleichgewicht gebracht; sie waren wieder quitt.

»Nein, wir müssen nicht hindurchgehen. Das Wunder befindet sich direkt am Eingang von einer äußeren Höhle.« Er grinste, wobei seine Zähne im Lampenlicht glänzten. »Du hast doch keine Angst, oder?«

»Ein bisschen schon«, gab sie zu. Er trat näher zu ihr. Unwillkürlich wich sie zurück; fast konnte sie seinen Atem auf ihrem Gesicht spüren. Das war unerträglich.

»Gehen wir«, murmelte sie, während ihre Wangen erröten.

Sie setzten ihren Weg fort. Septima versuchte sich zu entspannen, doch das Grollen der Kakophonie machte sie nervös. Der Fels über ihr schien von dem Geräusch zu erbeben, als könne er jeden Moment zerbersten und sie unter dem schrecklichen Geräusch begraben.

Dann hob Tertius plötzlich die Hand und unterbrach mit dieser abrupten Geste ihre Gedankengänge.

»Wir sind da«, flüsterte er.

Blinzelnd schaute sie in die Ferne. Direkt vor ihnen, am Eingang eines kleineren Stollens, konnte sie etwas auf dem Boden erkennen. Es sah aus wie ein Berg Kleider. Enttäuscht rümpfte sie die Nase.

»Sieht in meinen Augen nicht wirklich nach einem Wunder aus«, sagte sie zweifelnd.

Doch als sie näher kamen, konnte sie es besser erkennen. Nein ... das war kein Kleid ... das war ...

»Aber das kann doch nicht sein!« Sie rang nach Luft. »Ist das eine aus dem Chor? Es muss ...«

»Wer denn?«, fragte er triumphierend. »Hast du ihr Gesicht schon einmal gesehen?«

Sie schaute hinab. Ein Mädchen von vielleicht fünfzehn Jahren lag zusammengerollt vor den Füßen ihres Gefährten. Ihr langes schwarzes Haar war offen und fiel ihr in Strähnen über das Gesicht. Auch ihre Haut war dunkel und hob sich von ihrem schmutzig-weißen Wollkleid ab, das voller getrocknetem, abblätterndem Schlamm war.

Septima hatte sie noch nie in ihrem Leben gesehen. Und das war erstaunlich.

»Ist sie ... eine aus dem Orchester?«, fragte sie atemlos, so aufgeregt, dass sie vergaß, dass sie nicht damit an der Reihe war, Fragen zu stellen.

»Es gibt nur eine Möglichkeit, es herauszufinden«, sagte er.

Langsam streckte er einen Fuß aus. Septima spürte, wie ihr der Atem stockte.

»Das kannst du nicht tun!«

Mit einem Ausdruck grimmiger Entschlossenheit blickte er zu ihr auf.

»Aufgepasst.«

Er stupste die Gestalt mit der Spitze seines Stiefels an. Sep-

tima kreischte vor Begeisterung und Angst. Er war erstaunlich; er brachte alles fertig.

Die Gestalt stöhnte auf. Beide machten einen Satz zurück. Septima hätte schreien wollen, doch ihr Kreischen von vorhin hallte bereits überall in der Felskammer wider, und sie wollte es nicht noch weiter verstärken. Die Wächter könnten sie sonst hören und ihnen ihr Wunder streitig machen.

Deshalb schaute sie verblüfft zu, wie das Mädchen eine Hand hob und sich das Haar aus dem Gesicht strich.

»Was ... ich ... wo?«

Mit geweiteten Augen blickte das Mädchen zu ihnen beiden auf.

»Wo bin ich?«

Septimas Gedanken rasten, während sie versuchte, auf die richtige Antwort zu kommen. Stellte dieses Wunder, dieses Mädchen, wahrhaftig eine Frage, ohne zuvor Wissen anzubieten?

»Erinnerst du dich nicht?«, fragte sie vorsichtig, nachdem sie beschlossen hatte, dass die einzig angemessene Antwort eine Gegenfrage war.

Offenbar brachte sie das Mädchen damit aus dem Konzept. Es setzte sich aufrecht hin.

»Ich erinnere mich an ... die Stufen«, begann sie. »So viele Stufen. Es ging immer weiter hinunter. Und an die Dunkelheit. Und dann ... riefen Stimmen ... meinen Namen. Sie wurden lauter, immer lauter ...«

Tertius hätte fast die Laterne fallen lassen. »Du bist durch die Kakophonie gegangen?«, fragte er, sämtliche Regeln brechend. »Wie ist das gewesen? Woher kommst du?«

Septima wandte sich ihm zu und starrte ihn erstaunt an. Sie hatten keinesfalls das Recht, solche Fragen zu stellen. Noch nicht.

»Fangen wir mit etwas Einfachem an«, sagte sie und wandte sich dem Mädchen zu. »Sag uns, wie sollen wir dich nennen?«

Das Mädchen schüttelte einen Moment den Kopf, als wolle sie ihre Gedanken ordnen. »Ich bin ... Lily. Mein Name ist Lily«, sagte sie. Nun zuversichtlicher wirkend erhob sie sich. »Mein Name ist Lilith d'Annain, aus der Stadt Agora. Und jetzt verrätet mir«, fuhr sie fort, während sie Septima furchtlos in die Augen blickte. »Wo bin ich?«

KAPITEL 2

Die Wiedervereinigung

Mark zog sich die schmutzige Decke bis unter die Nase und hoffte, dass er so nicht entdeckt werden würde.

Es würde nicht mehr lange dauern. Schon jetzt merkte er, dass die Inspektorin die Gesichter der Schuldner weniger aufmerksam musterte. Mark vermutete, dass sie noch nicht häufig einen Blick auf die armen Teufel auf der Straße geworfen hatte und der Anblick eingefallener, krank aussehender Gesichter seinen Tribut forderte. Obwohl Inspektorin Poleyn, wie die meisten Eintreiber, zweifelsohne ein robustes Wesen hatte, war sie eher von unerschütterlicher Zielstrebigkeit geprägt als von auf der Straße gewonnener Erfahrung. Es war offenkundig, dass sie sich weit wohler gefühlt hätte, wenn sie in den stromaufwärts gelegenen Stadtvierteln die Oberen der Gesellschaft bewacht hätte, als hier unten im Gassengewirr des Schütze-Bezirks Wache zu schieben.

»Vielleicht zeigen Sie mir lieber nur die möglichen Verdächtigen, Doktor?«, sagte sie und rümpfte dabei angewidert die Nase. »Ich habe keine Zeit, jeden Schuldner zu befragen, der in Ihrem« – sie stockte und verkniff sich offenkundig einen beleidigenden Ausdruck – »Etablissement landet.«

»Ich fürchte, das ist nicht möglich, Inspektorin«, erwiderte der Doktor in gemessenem Tonfall. »In den letzten Wochen hat es eine Reihe Patienten mit fiebrigen Erkrankungen gegeben, und ich habe kaum die Zeit, die Namen der Patienten

zu notieren, geschweige denn mich an jeden einzelnen zu erinnern.«

Mark riskierte es, erneut über den Rand der Decke zu lugen. Poleyn stocherte gerade mit ihren langen, eleganten Fingern in eine Decke, mit der sich eine junge Frau umhüllt hatte, so als wären Schuldner grundsätzlich unsauber. Hinter ihr fuhr sich Dr. Theophilus mit den Fingern durch sein lichter werdendes dunkelblondes Haar. Er schlug sich überraschend gut darin, einen hilfreichen Eindruck zu erwecken, doch Mark fiel auf, dass er anfang zu schwitzen. Ob der Doktor schon zuvor einmal Eintreiber belogen hatte?

In diesem Moment fiel Theos Blick auf ihn. Der Doktor machte mit der Hand hinter seinem Rücken eine hektische Geste, worauf Mark wieder unter der Decke verschwand.

»Vielleicht können Sie mir etwas über den Fall berichten, Inspektorin?«, sagte Theo, während er aus der Ecke, in der Mark sich versteckte, heraustrat. »Bestimmt könnte ich dann von Hilfe sein.«

»Es tut mir leid, Doktor, aber absolute Geheimhaltung ist unbedingt erforderlich«, schnaubte die Inspektorin. »Diese Flüchtigen haben den Direktor persönlich bestohlen. Sie müssen verhaftet werden, und zwar rasch.«

Unter der Decke unterdrückte Mark ein wütendes Knurren. Ja, er hatte den Empfangsdirektor bestohlen, den Herrscher über die Stadt. Aber Mark hatte nichts genommen, was der Mann ihm nicht zuvor selbst weggenommen hatte. Einst hatte Mark im höchsten Turm der Stadt gewohnt – dem Turm des Sterndeuters, im ehemaligen Heim des Grafen Stelli. Mark war berühmt gewesen, ein Wunderkind mit einer scheinbar goldenen Zukunft. Snutworth war sein loyaler Diener gewesen – bis dieser ihn hintergangen und ins Gefängnis hatte stecken lassen. Nun war Snutworth der Herrscher über Agora,

und Mark versteckte sich unter den Ärmsten der Stadt, bemüht, sich dem Auge des Gesetzes zu entziehen.

»Ja, natürlich«, sagte der Doktor ein wenig zu hastig. »Aber solche zu allem entschlossenen Verbrecher würden doch gewiss eher im Rad Zuflucht nehmen als hier. Dort werden sie besser gepflegt und würden in Mr Crede wohl einen Gesinnungsgenossen finden. Wie ich gehört habe, heißt man Eintreiber in diesem Teil der Stadt alles andere als willkommen ...«

»Nachforschungen werden in *allen* Gegenden angestellt, Sir«, unterbrach ihn Poleyn. Offenbar hatte Theo einen wunden Punkt getroffen. »Doch aus Gründen, die ich nicht preisgeben kann, ist es am wahrscheinlichsten, dass sich die Flüchtigen hier in dieser Gegend versteckt halten.« Sie blickte Theo prüfend an. »Sind Sie absolut sicher, dass hier in letzter Zeit keine verdächtigen Gestalten Unterschlupf gesucht haben? Vielleicht ein Junge von fünfzehn Sommern und eine junge Frau mit goldenem Haar? Sie zumindest sollte nicht schwer zu erkennen sein – sie muss weit sauberer und besser genährt sein als der Großteil dieses Gesindels hier.«

Mark bemerkte, dass ein Anflug von Besorgnis über Theos Gesicht huschte, doch dieser wusste es gut zu überspielen.

»Inspektorin, wie Sie bereits bei zahlreichen Gelegenheiten sagten, nehmen wir hier im Tempel jeden auf. Würden wir jemanden auf einen bloßen Verdacht hin abweisen, blieben unsere Betten jede Nacht leer. Unsere Türen stehen für jeden offen.«

Mürrisch dreinblickend wandte sich Poleyn ab, und Theo begann damit, Betttücher zu sortieren. Mark bemerkte, dass er es gezielt vermied, in seine Richtung oder zu dem Feldbett an der Tür zu schauen, wo die andere Flüchtige nach wie vor reglos dalag.

Unglücklicherweise steuerte Poleyn nun genau in diese Richtung.

»Ich kann mich nicht erinnern, diese hier schon einmal gesehen zu haben«, murmelte sie und zog die Decke beiseite. Die junge Frau schaute zu ihr auf. Aus seinem Blickwinkel konnte Mark nicht erkennen, ob Cherubina weiterhin so tat, als wäre sie eine Schuldnerin. »Vielleicht sollte ich sie einmal näher untersuchen.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an, Inspektorin«, sagte Theo, bemüht, dabei unbeteiligt zu klingen. »Ich bin mir sicher, dass ihre Blattern nicht mehr akut ansteckend sind.«

Poleyn riss ihre Hand zurück, und Mark musste ein Lachen unterdrücken.

Im Nachhinein erwies sich dies als schlechte Idee. Poleyns Aufmerksamkeit richtete sich prompt auf die Stelle, an der er sich verbarg.

»Ihnen ist natürlich klar, dass es ein schwerwiegendes Verbrechen ist, Kriminellen Unterschlupf zu gewähren, Doktor«, erklärte sie, während sie auf Marks Versteck zutrottete. Hastig zog dieser sich wieder die Decke über den Kopf, doch er vernahm trotzdem Poleyns feste und entschlossene Stimme. »Der Direktor hat beschlossen, dass es Zeit dafür ist, härter durchzugreifen. Zu viele Menschen setzen sich über den Arm des Gesetzes hinweg. Dieser Raufbold Crede ist wie eine faule Stelle im Apfel, und wir haben nicht die Absicht, den ganzen Apfel verfaulen zu lassen.«

Mittlerweile hatte sie sich über Mark gebeugt. Dieser konnte sie sogar riechen – es war ein sauberer Geruch, fast wie desinfiziert, ganz im Gegensatz zum Rest des Kellers. Mark verkroch sich unter der Decke, während seine Gedanken rasten, bemüht, auf etwas zu kommen, das sie von ihm ablenken würde. Sie hatten es doch fast schon geschafft ...

»Inspektorin, ich würde wirklich nicht ...«, begann Theo, doch Poleyn unterbrach ihn.

»Ich habe jetzt genug davon, Doktor. Endgültig genug. Es wird Zeit, diese kindischen Spielchen zu beenden. Sicher wird der Direktor eine Menge Fragen haben ...«

Endlich hatte Mark einen Geistesblitz. Er riss die Decke zurück und umklammerte stöhnend Poleyns Revers.

»Holen Sie mich hier raus!«, kreischte er, bemüht, so fiebrig wie möglich zu klingen, während er mit den Händen, überzogen mit schuppiger Haut, über das Gesicht der Inspektorin fuhr. »Die behandeln mich hier nicht richtig, das sage ich Ihnen!« Er verdrehte die Augen und legte die Lippen dicht an Poleyns Ohr, während diese versuchte, sich ihm zu entziehen. »Helfen Sie mir? Sie helfen mir doch, oder? Werden Sie mich vor der Behandlung bewahren? Hier sind alle hinter mir her, alle!«

Poleyn hob ihren Schlagstock, und Mark ließ sich wimmernd wieder fallen und igelte sich ein, konzentrierte sich jedoch vollkommen darauf, wie Theo die erschrockene Eintreiberin beruhigte.

»Nun, ich hatte Sie gewarnt«, sagte Theo mit spürbarer Erleichterung. »Dieser arme junge Mann hat seinen Verstand mehr oder minder verloren, fürchte ich.«

Sorgsam darauf bedacht, nach wie vor seine Rolle zu spielen, spähte Mark erneut über den Rand seiner Decke. Theo tauchte gerade einen Lappen in eine Holzschüssel mit Wasser und bot ihn der Inspektorin an. »Er ist in einem fürchterlichen Zustand. Ein schrecklicher Fall. An Ihrer Stelle würde ich mich an den Stellen waschen, an denen er Sie berührt hat, damit Sie keine Symptome entwickeln ...«

Bemüht, ihre Würde zu wahren, nahm Poleyn den Lappen und wischte sich das Gesicht ab. Dieses Mal lachte Mark

nicht. Trotz ihrer Abneigung gegenüber den Schuldnern, so hatte Theo ihn gewarnt, war Poleyn eine tüchtige Ermittlerin. Wenn sie der Meinung war, dass ihre Beute sich hier aufhielt, würde sie beim nächsten Mal mit einer ganzen Streife zurückkehren. Die Eintreiber taten alle nur ihre Arbeit, mussten sich aber gegenüber dem Direktor verantworten.

Und wenn der Direktor ihn in die Hände bekam, würde Mark nicht einmal das Recht auf einen fairen Prozess haben, denn was das Gesetz anging, existierte er gar nicht.

»Nun, ich denke, das sind alle gegenwärtigen Patienten«, sagte Theo mit besänftigender Stimme. »Wenn Sie natürlich bis heute Abend warten möchten, werden sich bestimmt noch eine Menge mehr einfinden. Es sieht nach Regen aus, und meine Assistentin Benedicta hat vor, einen hervorragenden Eintopf zu kochen. Dieses Mal dürfte sogar erkennbar Fleisch darin sein, wenn Sie uns also Gesellschaft leisten möchten ...«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Poleyn, während sie sich mit angewidelter Miene das Revers glattstrich. »Im Moment scheinen sich die Flüchtigen hier nicht aufzuhalten. Aber es werden selbstverständlich regelmäßige Kontrollen stattfinden.« Poleyn legte den Lappen wieder hin und richtete sich auf. Obwohl Theo fast dreißig Zentimeter größer war als sie, hatte es den Anschein, als blicke sie auf ihn herab. »Ich weiß, was Sie hier tun, Doktor. Dass Sie Schuldnern und Kriminellen Unterschlupf gewähren. In besseren Zeiten hätte ich dies womöglich gebilligt. Aber jetzt ...« Poleyn wirkte beunruhigt und wandte sich ab. »Der Tag des Urteils naht, und wir müssen alle entscheiden, auf welcher Seite wir stehen ...«

Mark sah, dass Theo trotz aller nervöser Anspannung beruhigend die Hand auf sie legen wollte.

»Inspektorin«, sagte der Doktor sanft, »quält Sie etwas?«

»Das geht Sie nichts an«, murmelte Poleyn hastig, so als habe sie mehr gesagt, als sie beabsichtigt hatte. »Und nun muss ich mich anderen Aufgaben widmen, Doktor ...«

Mitgenommen wirkend zog sich Poleyn in Richtung der Kellertreppe zurück. Angespannt lauschten Mark und Theo einen kurzen Moment, wie sie sich einen Weg durch die Schuldner auf dem Stockwerk über ihnen bahnte. Energisch knallte sie dann die Tür zu.

Der Doktor sank auf einen Stuhl und legte den Kopf in die Hände. »Es ist vorbei«, murmelte er. »Den Sternen sei Dank.«

»Nein, Ihnen sei Dank, Theo«, seufzte Mark von Herzen und sprang aus dem Feldbett, froh darüber, sich wieder ausstrecken zu können, nachdem er stundenlang zusammengerollt dagelegen hatte. »Haben Sie diesen Lappen noch?«

Theo reichte Mark den feuchten Lappen, und Mark begann sich damit die Haut abzureiben und die weiße Schicht zu entfernen, die sie zuvor aufgetragen hatten. Wenig später waren die Anzeichen seiner »Krankheit« verschwunden.

»Ich hätte nie gedacht, damit durchzukommen, mich direkt vor ihren Augen zu verstecken«, fuhr Mark fort, während er den Lappen in einem Eimer mit sauberem Wasser auswusch. »Wäre Ihnen nicht diese Idee gekommen, hätten uns die Eintreiber sicher gefunden.«

»Mir ist immer noch nicht ganz klar, warum sie hinter dir her sind«, klagte Theo. »Oder wo du gewesen bist. Kein Wort! Über ein Jahr lang! Dein Vater hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt und nach dir gesucht ...«

Mark fuhr damit fort, den Lappen auszuwaschen, unschlüssig, was er erzählen sollte. Wie könnte er es erklären? Er konnte es ja selbst kaum glauben, obwohl er es erlebt und gesehen hatte. Er war durch die fremden Länder außerhalb

der Stadt gereist. Er hatte die gewaltigen Berge und die dunklen Wälder gesehen und auch die Menschen, die in erzwungener Harmonie lebten und jeden Abweichler gewaltsam bestrafte. Er war von dem merkwürdigen, lebenden Alptraum heimgesucht worden, der dafür sorgte, dass keiner aus der Reihe tanzte, und er hatte gegen den geheimnisvollen Orden der Verlorenen gekämpft, der ihn gefangen genommen und zurück nach Agora verschleppt hatte. Das alles hatte er im Lauf der vergangenen anderthalb Jahre durchgemacht. Es fiel ihm schwer zu entscheiden, wo er anfangen sollte.

»Willst du diesen Lappen den ganzen Tag in der Hand halten?«, ertönte eine Stimme von der anderen Seite des Raumes. Gereizt setzte sich die junge Frau mit den Blatternarben in ihrem Bett auf. Theo hatte etwas Erstaunliches vollbracht – Mark wollte gar nicht darüber nachdenken, was er zusammengemischt hatte, um die Blattern so echt wirken zu lassen. Verlegen wrang Mark den Lappen aus und reichte ihn Cherubina. Anmutig betupfte sie sich damit das Gesicht, bis sich die vorgetäuschten Blattern in nichts auflösten. Sie rümpfte die Nase. »Jetzt, da die Inspektorin weg ist, müssen wir da trotzdem noch den ganzen Tag hier im Keller bleiben?«, wollte sie wissen, während sie das alte Halstuch abwickelte, das sie ihr um den Kopf gebunden hatten, um ihre markanten blonden Ringellöckchen zu verbergen. »Besonders angenehm riecht es hier nicht.«

»Geduld, Miss Cherubina«, erwiderte Theo vorsichtig. »Ich würde mich nicht regen, bevor Laud Bescheid gibt, dass die Luft rein ist. Inspektorin Poleyn hat sich ihre neue Position redlich erarbeitet, und ich bin überzeugt davon, dass sie einen ihrer Männer schicken wird, um den Tempel während der nächsten Tage im Auge zu behalten. Ich bezweifle, dass der Direktor schon willens ist, die Suche abzublasen.«

Cherubina erbleichte, und Mark zuckte zusammen. Er hatte allen Grund, den Direktor zu hassen. Snutworth hatte ihn hintergangen und entführt und behandelte ihn praktisch wie eine Marionette. Cherubina hingegen war Snutworths Gattin gewesen. Sie hatte über ein Jahr mit ihm gelebt, halb Gefangene, halb Beute. Mark vermochte sich nicht vorzustellen, wie es gewesen sein musste. Fest stand, dass sie kein Bedürfnis hatte, darüber zu sprechen. Mark hatte sie im Turm des Sterndeuters, Snutworths damaligem Zuhause, eingesperrt vorgefunden. Sie hatte darauf gebrannt, sich ihm bei seiner Flucht anzuschließen. Aus Sicht des neuen Direktors war sie überhaupt nicht weggelaufen – Mark hatte sein Eigentum gestohlen. So dachte er, und er hatte das Gesetz von Agora auf seiner Seite.

»Sind Sie sicher, dass die anderen Schuldner nichts veratet werden?«, murmelte Cherubina, sichtbar mitgenommen. »Viele von ihnen haben gesehen, wie wir hier angekommen sind.«

Theo hob müde den Kopf. »Wer in unserem Almosenhaus Zuflucht nehmen muss, ist mit Sicherheit den Eintreibern nicht in Liebe verbunden«, erklärte er, nachdem er kurz nachgedacht hatte. »Dennoch würde ich mich nicht auf ihr Schweigen verlassen, falls die Eintreiber rüdere Verhörmethoden anwenden. Lange werdet ihr hier nicht bleiben können. Vielleicht finden wir eine Möglichkeit, euch irgendwie herauszuschmuggeln.« Theo rieb sich die Schläfen. Er wirkte erschöpft. Nach Marks Einschätzung konnte der Doktor nicht älter als dreißig sein, doch seit er ihn das letzte Mal gesehen hatte, war er äußerlich stark gealtert. Seine Geheimratsecken breiteten sich immer mehr aus, und die Last der Sorgen schien seinen großen, schlanken Körper niederzudrücken. Mark stellte sich vor, dass sein plötzliches Er-

scheinen vor wenigen Stunden es auch nicht gerade besser gemacht hatte.

»Aber ... Mark hat gesagt, Sie können uns aufnehmen!«, rief Cherubina. »Sie sind die Einzigen in Agora, an die wir uns wenden können! Ich kenne niemanden hier in der Stadt, abgesehen von Mami, und die würde mich nicht verstecken. Nicht, wenn dadurch ihre Geschäfte in Gefahr gerieten ...« Traurig verstummte Cherubina.

»Schon gut, Cherubina«, beruhigte Mark sie. »Bestimmt findet Theo irgendwo für uns eine ...«

»Wartet mal einen Moment!«, unterbrach ihn Theo mit fester Stimme. »Vor allem anderen müsst ihr mir erst einmal erzählen, was hier vor sich geht.« Der Doktor begegnete Marks Blick. Er schaute ihn dabei nicht unfreundlich an. Um sich bei Theo unbeliebt zu machen, bedurfte es einer Menge, vermutete Mark, doch dies nun war ein Blick, der Antworten einforderte. »Tut mir leid, Mark. Ich bin froh zu sehen, dass du in Sicherheit bist, wirklich. Aber du kannst dich uns nicht ... so ausliefern und dann von uns erwarten, dass wir alles für dich riskieren, ohne dass du dich ein wenig erklärst.«

In der Ecke, hinter den Betten der schwer am Fieber Erkrankten, erblickte Mark die zerbrochenen Reste der Packkisten, die sie für ihre Flucht aus Snutworths Turm benutzt hatten. Sie hatten sie in Stücke gehackt und in den Keller verfrachtet, bevor die Eintreiber sie entdecken konnten. Das war erst eine Stunde her, doch es kam ihm länger vor. Er erinnerte sich daran, wie Theo nervös auf und ab gelaufen war, und Laudate, Theos Freund und Marks ehemaliger Angestellter, die körperlich gesunden Schuldner hinausgetrieben hatte, nicht ohne ihnen zuvor eindringlich einzuschärfen, das Gesehene für sich zu behalten. Er erinnerte sich, wie Benedicta, Laudates Schwester, Cherubina aus ihrer Kiste geholfen und

aus den Locken der jungen Frau Stroh und Sägespäne herausgepickt hatte. Er wünschte, Benedicta wäre jetzt noch hier und würde sie beide nach wie vor unheimlich aufgeregt und grinsend willkommen heißen. Mark war Ben zuvor erst ein einziges Mal begegnet, doch dieses Lächeln war ihm in Erinnerung geblieben – ein Lächeln, das er so wenig verdient und das sie ihm so großzügig geschenkt hatte. Trotz Bens sprudelnder Energie verbreitete ihr Lächeln eine Gelassenheit, die ungemein beruhigend wirkte. Doch sie war mit den Worten, sie müsse jemanden suchen, wenige Minuten nach seiner Ankunft davongehastet, und danach waren sie alle zu beschäftigt gewesen, weil sie sich auf die Eintreiber vorbereiten mussten, als dass sie sich die Zeit genommen hätten, miteinander zu reden.

»Das ist ziemlich schwer zu erklären«, räumte Mark ein.
»Aber ich werde es versuchen.«

»Ja, Mr Mark, das würden wir hier alle begrüßen.«

Die Stimme erscholl vom oberen Treppenabsatz. Mark blickte hinauf.

Erneut staunte Mark, wie sehr sich jemand im Verlauf eines Jahres verändern konnte. Laudate, den seine Freunde als Laud kannten, war nie ein besonders fröhlicher junger Mann gewesen. Doch der Druck, den Tempel in Betrieb zu halten, hatte bei ihm wirklich seinen Tribut gefordert. Sein langes rotes Haar war ungekämmt, und über einem Auge war eine Narbe von einer alten Verletzung zu sehen. Nun, da Mark ihn eingehend betrachten konnte, erkannte er einen Argwohn in seinem Blick, der über seinen üblichen Zynismus hinausging. Dies war ein junger Mann, der es gewohnt war, dass die Welt harte Schläge austeilte, und seine Einstellung zu ihm war in diesem Moment eindeutig feindselig.

»Ich denke, das sind Sie uns schuldig, nicht wahr?«, forder-

te Laud bitter. »Nennen Sie es Bezahlung dafür, dass wir Sie vor jedem einzelnen Eintreiber in der Stadt verstecken. Oder haben Sie nicht gewusst, dass sie jede noch so kleine Gasse von hier bis zu den Werften des Wassermann-Bezirks nach Ihnen absuchen?« Während er die Stufen herabschritt, warf er Cherubina einen flüchtigen Blick zu. »Sie nennen euch natürlich nicht beim Namen, aber aus den Beschreibungen geht eindeutig hervor, dass Sie und Mrs Snutworth die Flüchtigen sind.«

Cherubina fuhr hoch, doch Mark legte ihr beruhigend eine Hand auf den Arm. Laud war nicht gerade der taktvollste Gastgeber.

»Wie ich schon sagte«, wiederholte Mark, »wurde ich von Snutworth als Gefangener im alten Turm des Sterndeuters festgehalten. Und nun höre ich, dass ich ihn den Direktor nennen muss ...«

»Das fällt mir immer noch schwer zu glauben«, murmelte Laud. »Wenn der alte Direktor ersetzt worden wäre, hätte das doch wohl jeder mitbekommen müssen, oder nicht?«

»Wirklich, Laud?«, fragte Theo. »Letzteren haben wir nie in der Öffentlichkeit gesehen. Ich denke nicht, dass es allzu überraschend wäre.« Er runzelte die Stirn und zog einen Stuhl für Laud heran. »Sie haben doch für Mr Snutworth gearbeitet. Hätten Sie ihm so etwas nicht zugetraut?«

Laud räumte dies mit einem Kopfnicken ein. »Mag sein, aber ich sehe nicht, warum er Mark in seinem eigenen Zuhause gefangen halten sollte.« Er wandte sich wieder Mark zu und wirkte nun etwas mehr bereit, diesem zuzuhören. »Sie sollten doch im Gefängnis sein. Als Sie letztes Jahr verschwunden sind, wussten wir nicht, was wir davon halten sollten. Erzählen Sie uns, was passiert ist. Von Anfang an.«

Mark stand auf, bemüht, seine Gedanken zu sammeln. »Ich war außerhalb der Stadt«, erklärte er.

Das verblüffte Schweigen sprach Bände. Selbst Laud vermochte seine Überraschung nicht zu verbergen.

»Das ist unmöglich«, erwiderte Theo matt. »Außerhalb der Stadt gibt es nichts. Das weiß jeder.«

Mark seufzte. »Das hatte ich auch geglaubt ...«

Danach sprudelte es nur so aus ihm heraus. Dass er und Lily, seine älteste Freundin, gezwungen wurden, Agora zu verlassen. Die seltsame Frau, die ihn aus seiner Gefängniszelle und der Obhut seines längst verloren geglaubten Vaters geholt und ihn in eine merkwürdige neue Welt hinausgeschickt hatte. Das Land draußen – Giseth –, eine Landschaft mit dichten Wäldern und großen Bauernhöfen, wo alle Menschen in Eintracht lebten, alles miteinander teilten und sich niemand über den anderen stellte. Er berichtete, wie sie beide in dem idyllischen Dorf Aecer Zuflucht genommen, dann jedoch festgestellt hatten, dass dieses vermeintliche Paradies von den tyrannischen Ritualen des Ordens der Verlorenen beherrscht wurde, von rot gekleideten Mönchen, sowie der totalen Macht des jeweiligen Dorfoberhaupts – der Sprecherin. Mark erzählte ihnen, wie er mit angesehen hatte, wie ihre Freunde terrorisiert und angegriffen wurden, weil sie gegen den Willen der Sprecherin gehandelt hatten. Und er berichtete von dem geheimnisvollen Zirkel der Schatten, der sich den Mönchen widersetzte und Lily und ihm Zuflucht im Wald gewährt hatte, als sich die Bewohner von Aecer gegen sie gewandt hatten. Vor allem jedoch erzählte er ihnen von dem Alptraum – jenem lebenden Traum, der die Ländereien heimsuchte. Und davon, wie dieser in das Bewusstsein der Menschen eindrang, während sie schliefen, und sich von jedem unterdrückten Gedanken und jeder unterdrückten Tat nährte, so lange, bis er sie in den Wahnsinn getrieben hatte.

Während er ihnen alles erzählte, beobachtete er die Ge-

sichter seiner Zuhörer. Die Patienten hier unten waren zu krank, als dass sie mitgehört hätten. Zumindest reagierten sie nicht, falls sie etwas verstanden. Cherubina wirkte lediglich verwirrt; er vermutete, dass sie immer noch benommen von ihrer beider Flucht war. Theo zog die Stirn noch tiefer in Falten, nickte jedoch verständnisvoll. Lauds Gesichtsausdruck hingegen straffte sich, und er kniff die Lippen zusammen.

»Und wahrscheinlich glauben Sie auch noch, wir fallen darauf herein, nicht wahr?«, unterbrach er Mark abrupt.

»Ich weiß, es klingt ... ziemlich unglaubwürdig ...«, stammelte Mark.

Doch Laud unterbrach ihn erneut. »Das ist alles vollkommen lächerlich!«, höhnte er verächtlich. »Erwarten Sie ernsthaft von uns zu glauben, alles, was wir über die Welt wissen, wäre eine Lüge? Dass es so etwas wie einen lebenden Alptraum gäbe, der vor den Stadtmauern lauert?«

»Aber ja, natürlich«, erwiderte Mark mit vor Zorn gerötetem Gesicht. »Vielleicht sollten Sie die Frau nebenan fragen, die sich ihren Lebensunterhalt damit verdient, die Gefühle anderer Menschen abzufüllen! Aus welchem Grund sollte ich Sie belügen, Laud?«

»Oh, das weiß ich nicht. Vielleicht, weil Sie nicht wollen, dass wir die wichtigste Frage überhaupt stellen«, sagte er finster. »Erzählen Sie uns, Mark, was ist mit Lily geschehen?«

Mark erstarrte. Lily hatte ihm so viel über den Tempel, ihr Almosenhaus, erzählt, dass er fast vergessen hatte, dass er diese Menschen hier kaum kannte. Nicht mehr kannte. Er hatte zwar mit Theo und Laud gearbeitet, aber im Grunde genommen waren es Lilys Freunde, und nun war er ohne sie zurückgekehrt.

»Ich ...« Seine Kehle wurde trocken. »Ich weiß es nicht. Der Direktor – das heißt der alte Direktor – hat ihr erzählt,

ihre Eltern würden irgendwo dort draußen leben. In Giseth. Sie hat ständig nach Hinweisen Ausschau gehalten. Am Ende hat uns der Zirkel der Schatten gelehrt, wie man den Alptraum dazu benutzen konnte, sie zu finden.«

»Der gleiche Alptraum, der sich von den dunklen Gefühlen der Menschen genährt hat?«, ätzte Laud. »Das hört sich ja nach einem grandiosen Plan an.«

»Aber es hat funktioniert!«, protestierte Mark. »Der Alptraum nährt sich nicht bloß – er verbindet auch die Erinnerungen der Menschen ... oder so ähnlich. Um ehrlich zu sein, habe ich es nie so recht begriffen. Aber wir beide sind gemeinsam in ihn hinein und haben herausgefunden, dass Lilys Vater in der Kathedrale der Verlorenen lebt, der Hochburg der Mönche, und wir hatten uns schon dafür gerüstet, dorthin zu gehen, als ...«

Schweigen umgab ihn. Niemand schien willens, es auszufüllen.

»Als die Mönche mich entführt und zurück nach Agora gebracht haben«, erklärte Mark leise. »Nach Cherubinas Worten sieht es so aus, als wäre dies eines der ersten Dinge gewesen, die Snutworth arrangiert hat, als er neuer Direktor wurde.«

»Er hat erlaubt, dass ich alle meine Puppen behalten darf«, fügte Cherubina sanft hinzu. »Außer der einen, die ich nach deinem Abbild gefertigt hatte, Mark. Ich glaube, du stellst für ihn eine größere Bedrohung dar, als er zugeben möchte.«

Erneut herrschte Schweigen. Laud stand auf und ging auf und ab. Theo blieb grübelnd sitzen.

»Also lebt sie«, sagte Theo schließlich. »Das ist immerhin etwas. Diese lange Zeit, ohne etwas von ihr zu hören ...«

»Ohne etwas zu hören!«, unterbrach ihn Laud mit jähem Zorn. »Und was haben wir gehört? Dass sie irgendwo außerhalb der Stadt ist und ihre Eltern sucht? Von schlechten Träu-

men gequält oder von psychotischen Mönchen verfolgt! Das ist ja ein *großer* Trost.«

»Sie kann selbst auf sich aufpassen«, sagte Mark kleinlaut. »Wie dem auch sei, es ist nicht so, als gäbe es keine Möglichkeit, sie zu finden. Wenn die Mönche es geschafft haben, mich nach Agora zurückzubringen, dann muss es auch andere geben, die wissen, wie man die Stadtmauern überwinden kann ...«

»Viel Glück«, knurrte Laud bitter. »Wenn Ihnen jeder zweite Eintreiber auf den Fersen ist, werden Sie keinen Fuß nach draußen setzen können. Lily braucht mehr Hilfe als nur die Ihre ...«

»Ich werde sie finden!«, sagte Mark grimmiger, als er es selbst erwartet hatte. »Es ist mir egal, wenn ich nur mitten in der Nacht hinausgehen kann und durch jedes Gebäude in Agora kriechen muss. Selbst wenn ich in das Direktorium selbst einbrechen muss. Irgendwer muss wissen, wo sie ist. Sie hat mich nicht im Stich gelassen, und ich werde sie auch nicht aufgeben!«

Mark wurde sich bewusst, dass er die Fäuste geballt hatte. Laud blinzelte. Zum ersten Mal schien er um Worte verlegen zu sein.

»Nun«, sagte er schließlich leise. »Ich bin froh ... das zu hören.«

Schweigen. Mark war überrascht, wie heftig seine Reaktion ausgefallen war. Lauds Ton war ihm mehr an die Nieren gegangen als alles andere. Bis jetzt war es seine erste Sorge gewesen, wie er den Eintreibern entkommen konnte. Doch stets hatte er sich dabei gefragt, was wohl mit Lily geschehen war. Bei Laud hatte es so geklungen, als wäre ihm das egal.

»Wir müssen alle suchen«, sagte Theo, das Kommando übernehmend. »Aber eins nach dem anderen – keiner von uns

wird von großer Hilfe sein, wenn wir eingesperrt werden, weil wir Flüchtige beherbergt haben.«

»Sind Sie absolut sicher, dass die Eintreiber heute Abend nicht noch mal zurückkommen?«, fragte Cherubina besorgt. »Ich glaube nicht, dass ich es schaffen würde, vor dem Schlafengehen noch einmal durch die ganze Stadt zu gehen.«

Theo dachte einen Moment nach. »Heute Abend werden Sie in Sicherheit sein, aber viel länger sollten wir Sie nicht beherbergen«, beschloss er. »Ich werde mich umhören, ob Ihnen jemand Räume überlassen kann, ohne dabei groß Fragen zu stellen. Vielleicht können die Sozinhos helfen – sie sind immerhin unsere treuesten Förderer. Ich werde nach zwei verschiedenen Orten fragen, um zu versuchen, die Eintreiber in die Irre zu führen.«

Cherubinas Augen weiteten sich. »Aber ... das können Sie nicht tun. Ich ... ich kann nicht ... Das ist ...«

»Sie hat noch nie für sich allein gelebt, Theo«, erklärte Mark. »Sie hat noch nicht einmal um Essen gehandelt. Es wäre offensichtlich, dass sie nicht dorthin gehört.«

Theo nickte. »Also gut, dann werden wir den Ort sorgfältig aussuchen müssen ...«

Cherubina lächelte zu Mark hinüber. »Danke«, sagte sie leise.

»So einfach wirst du mich nicht los«, sagte Mark und spürte, dass er sich nach all seiner Sorge ein wenig entspannte. Cherubina machte den Eindruck, als wolle sie etwas erwidern. Doch in diesem Moment öffnete sich am oberen Treppenabsatz mit knarrendem Geräusch die Tür. Alle blickten mit banger Miene hinauf.

»Ben! Da bist du ja«, sagte Theo besorgt. »Was hast du draußen auf den Straßen getan? An jeder Ecke stehen doch Eintreiber ...«

Theos Stimme erstarb. Mark spürte, dass sein Herz einen Satz machte. Ben stand dort oben und lächelte erregt, doch sie war nicht allein.

Ein stämmiger Mann stand neben ihr in der Tür. Er war zwar nicht alt, doch jeder einzelne seiner vierzig Sommer hatte Falten in seinem Gesicht hinterlassen. Sein Haar war grau meliert, und seine Hände zitterten, doch in seinen Augen blitzte ein Hoffnungsfunke, der sich zu Freude auswuchs, als er Mark erblickte.

»Dad?«, fragte Mark ungläubig.

Der Gefängniswärter stieg die Stufen hinunter. Unwillkürlich machten ihm die anderen Platz. Mark stand auf.

»Ich wusste, dass du nach Hause kommen würdest«, sagte Pete. »Aber als Miss Benedicta zu mir kam, konnte ich ... ich konnte es nicht glauben ...«

Petes Stimme brach. Mark lächelte. Er wollte etwas sagen, doch ihm kam kein Wort über die Lippen.

Er war gefangen in einer Stadt, die er nicht mehr liebte, weit weg von einer Freundin, die ihn dringend brauchte. Er wurde von den Eintreibern gejagt und wusste nicht, wohin er sich wenden oder was er tun sollte, damit nicht seine ganze Welt auseinanderbrach. Doch einen Moment lang spielte all das keine Rolle, weil sein Vater ihn umarmte. Der Vater, den er verloren, wiedergefunden und erneut verloren hatte.

Und dieses Mal würde er nirgendwo mehr hingehen.

KAPITEL 3

Flüchtige

»Woher kommst du?«

»Wie ist es dort?«

»Scheint dort die Sonne?«

Lily versuchte sich zu konzentrieren. Die beiden Fremden hörten gar nicht mehr damit auf, sie mit Fragen zu bombardieren. Ihre großen Augen schauten so neugierig, dass sie wie kleine Kinder wirkten, auch wenn sie ein paar Jahre älter als Lily zu sein schienen.

Zumindest ging sie davon aus, dass sie Erwachsene waren. Immerhin war die Stimme des Mannes tief genug dafür, doch ihre Haut war blass und absolut glatt, ohne Falten oder Makel. Auch ihre Kleidung war wie die von Kindern. Ihre Gewänder hingen locker, waren grell bunt gefärbt und aus breiten Streifen mit sich beißenden Farben. Sie hatten langes, wirres, fast weißblondes Haar, und wenn sie plapperten, rissen sie ihre dunklen Augen erschreckend weit auf. Doch das Verblüffendste an ihnen war, wie ähnlich sie einander in ihren Bewegungen und Verhaltensweisen waren. Hätte Lily nicht beide von ihnen reden gehört, wäre sie in Verlegenheit gekommen zu sagen, wer männlich und wer weiblich war.

»Bist du allein?«

»Wer bist du? Wer bist du wirklich?«

»Wie bist du nach hier unten gekommen?«

Lily versuchte erneut zu reden, doch die Fragen prasselten

dicht und schnell auf sie ein, und sie konnte sich nicht lange genug konzentrieren, um eine einzelne von ihnen zu beantworten. Eigentlich wollte sie sich bei ihnen dafür bedanken, dass sie sie gefunden hatten. Andererseits schien überhaupt nicht klar, ob sie sie in irgendeiner Form unterstützen würden. Jedenfalls hatte bisher keiner der beiden angeboten, ihr aufzuhelfen. Tatsächlich stellte sie fest, dass sie beide zurückwichen, als sie sich aufrappelte, so als hielten sie sie für gefährlich.

»Ihr braucht nicht ... ich meine ... ich tue euch nichts«, sagte Lily und kam sich dabei lächerlich vor. Es war auf schmerzliche Weise offenkundig, dass ihr ganzer Körper wehtat. Sie wusste nicht, wie lange sie auf diesem rauen Steinfußboden geschlafen hatte, nachdem sie vor Erschöpfung zusammengebrochen war. Ihre Glieder zitterten noch immer, obwohl das nur zum Teil mit ihrer Müdigkeit zusammenhing. Aber dieser eine Satz reichte aus, um die beiden verstummen zu lassen und Lily erwartungsvoll anzustarren.

Unglücklicherweise konnte sie in der unerwarteten Stille das Geräusch im Hintergrund vernehmen. Es klang wie ferne, widerhallende Stimmen.

Nun erinnerte sie sich wieder. Dieser lange, schreckliche Abstieg über die Steinstufen, ohne Licht, in ständiger Furcht, bei der nächsten Bewegung könnte sie kopfüber in den Schacht hinabstürzen. Und um sie herum waren die Stimmen erklungen. Wehklagende, schmeichelnde Stimmen, die von überall zu kommen schienen. In der Welt oben hatte sie Nächte damit verbracht, einen echten Alptraum zu erleben, der ihr Unterbewusstsein Gedanken für Gedanken auseinandergenommen hatte. Und doch war dieser Schacht wegen des Stimmenwirrwarrs noch schlimmer gewesen. Einzig und allein ihren Namen hatte sie ausmachen können. *Lily ... Lily ... Lily ...* immer wieder, so lange, bis er jede Bedeutung verlor.

Es hatte sich so angefühlt, als wäre ihre ganze Welt von Lärm erfüllt.

Irgendwann hatte sie dann den Grund des Schachts erreicht und die Steinstufen hinter sich gelassen. Danach war sie mit schweren Beinen über den holprigen Boden der Stollen gestolpert. Erst als sich der Druck um sie herum und über ihr veränderte, als sich die Stollen verengten oder zu Höhlen öffneten, hatte sie die Möglichkeit, sich zu orientieren. Nichtsdestotrotz waren die Echos angeschwollen, lauter, immer lauter geworden, hatten in ihren Ohren gedöhnt. Sie war ins Straucheln geraten und hingefallen. Dabei hatte sie das Gefühl gehabt, fast zu verstehen, was die Stimmen von ihr wollten. Doch auf einmal vernahm sie die Geräusche nicht mehr, weil der Weg wieder anstieg.

»Hörst du eigentlich zu, was ich sage, Wunder?«

Lily wurde aus ihren Gedanken gerissen. Sie hatte jetzt nicht die Zeit, um über all das nachzusinnen. Diese beiden hier waren merkwürdig, keine Frage, aber gefährlich schienen sie nicht zu sein. Außerdem hatten sie Laternen. Lily wollte nicht wieder allein in der Dunkelheit zurückbleiben.

»Ja, es geht mir gut ... ich ...«

»Gut. Also kannst du noch reden!«, stellte das Mädchen schroff fest. »Der Kakophonie darf man nicht lauschen. Das sage ich dir unentgeltlich.«

Lily schauderte, versuchte ihre Gedanken zu sortieren. Fang mit etwas Einfachem an ...

»Danke ... äh ... tut mir leid, wie heißt du?«, fragte sie das Mädchen.

»Ich bin ... Septima«, antwortete das Mädchen vorsichtig und mit einem leicht unbehaglichen Unterton, so als hätte sie es selbst bis zu diesem Moment nicht gewusst.

»Und du?«, fragte Lily den jungen Mann. Er hielt die La-

terne dichter vor ihr Gesicht. Sie sah, wie sich die Flamme in seinen großen, neugierigen Augen spiegelte.

»Du bist nicht an der Reihe«, sagte er kühl. »Zuerst musst du unsere Fragen beantworten. Eine Antwort gegen eine Antwort.« Er wandte sich Septima zu. »Sind alle aus dem Orchester so begriffsstutzig?«

»Mag sein«, pflichtete ihm Septima bei und lachte. »Und?«, fügte sie hinzu, sich Lily zuwendend. »Sind sie es? Ich meine, du musst es doch wissen.«

»Fang mit einer leichteren Frage an«, unterbrach sie der junge Mann. »In meinen Augen sieht sie ziemlich unmusikalisch aus.«

»In Ordnung«, fuhr Septima fort, als wäre Lily gar nicht da. Sie drehte sich wieder zu ihr um, und erneut spürte Lily ihre volle Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. »Wo – kommst – du – her?«, fragte sie, jedes Wort so in die Länge ziehend, als spräche sie mit einem Einfaltspinsel. Trotz allem hielt Lily sich im Zaum.

»Agora«, sagte sie wahrheitsgemäß. »Das heißt ... hierher komme ich aus Giseth, aus der Kathedrale der Verlorenen. Aber eigentlich komme ich oben aus den Bergen, mit Mark, und ...«

Lily verstummte. Die beiden schauten sie sonderbar an. Sie wirkten verwirrt, was nach Lilys wirrer Erklärung wenig überraschend war. Doch es lag nun auch noch etwas anderes in ihren Augen, nämlich eine Faszination, die beinahe gierig wirkte.

»Ich bin Tertius«, sagte der junge Mann, voller Ehrfurcht in der Stimme. »Und du musst uns davon berichten!«

»Nicht hier«, unterbrach ihn Septima. Sie schaute sich um. »Wir sind schon zu lange hier, Tertius. Die Wachen werden nicht mehr weit sein.«

Tertius nickte, plötzlich wieder ernst. »Sollen wir sie mitnehmen?«, fragte er. »Oder lassen wir sie hier und kommen dann wieder zurück?«

Entgeistert blickte Lily die beiden an. »Ihr wollt mich doch nicht hier zurücklassen?«, fragte sie entsetzt. »Ihr habt mir noch immer nichts gesagt! Wo bin ich? Und was macht ihr hier?«

Septima wandte sich Lily zu. »Du befindest dich in den äußeren Höhlen des Landes Naru. Wir sind auf der Flucht.« Sie neigte den Kopf zur Seite, als denke sie über etwas nach. »Und ja, du kannst mit uns kommen. Schließlich bist du *unser* Wunder.« Sie schnippte mit den Fingern. »Komm schon, wir haben einen weiten Weg vor uns.«

Ohne lange zu überlegen, machten die beiden auf dem Absatz kehrt und marschierten los.

Unbehaglich verweilte Lily noch einen Moment. Die beiden hatten etwas Merkwürdiges an sich. Selbst ihre Art zu gehen war sonderbar – gebückt, aber fließend, tänzerisch. Sie schwangen ihre Laternen in kreisförmigen Mustern herum, sodass bizarre Schatten auf die Wände und Decken der Felsen geworfen wurden. Lily wusste nichts über sie. Es war durchaus möglich, dass sie sie in eine Falle lockten. Freundlich wirkten sie nicht gerade, und die ungemaine Faszination, die sie ihr gegenüber empfanden, schien von jetzt auf gleich zu kommen und zu gehen.

Andererseits wollte sie nicht denjenigen begegnen, die sie durch diese endlose, von Echos erfüllte Dunkelheit verfolgten.

»Ich bin dicht hinter euch«, sagte sie.

Sie gingen schweigend, was Lily entgegenkam. Es verschaffte ihr Zeit zum Nachdenken.

Nun, da sie nicht länger Angst hatte, gestand sich Lily ein, dass ihr nicht ganz klar war, was sie eigentlich hier in den Tiefen der Erde wollte.

Erst gestern noch war sie sich sicher gewesen. Nach vielen Tagesreisen durch Wald und Sumpf hatte sie endlich die Kathedrale der Verlorenen erreicht. Sie hatte einen Angriff ihres eigenen Führers abgewehrt, der vom Alptraum in den Wahnsinn getrieben worden war. Schließlich hatte sie im Kreuzgang der Kathedrale gestanden und von deren vernarbtem Pförtner Antworten verlangt. Sie war auf der Suche nach ihrem Vater dorthin gelangt und hatte ihn auch gefunden – im Sterben liegend. Nur ein Brief, den er geschrieben hatte, als es ihm noch besser gegangen war, hatte sie informiert. Sie hatte am Bett ihres Vaters gesessen und seine Hand gehalten, als er starb. Danach erinnerte sie sich lediglich an einen Schleier der Trauer und Wut und an die Entschlossenheit, etwas zu unternehmen, irgendetwas, das dieser Reise Bedeutung verleihen würde.

Man hatte ihr erzählt, sie sei ein Richter – der so genannte Gegenspieler. Mark und sie seien dazu bestimmt, Agora und Giseth für immer zu verändern. Doch Mark war verschwunden, vom Orden der Verlorenen entführt, und der allmächtige Bischof entpuppte sich als eine auf seinem Thron verwitterte Leiche. Es hatte den Anschein, als bewahrheiteten sich diese ganzen Prophezeiungen nicht.

In ihrer Schürzentasche tastete sie nach dem Brief, den ihr Vater ihr vor seinem Ende gegeben hatte. In dem Brief stand: *Die Wahrheit liegt unten. Wo die Finsternis herrscht.* Als sie daher das versiegelte Grab an der tiefsten Stelle der Krypta in der Kathedrale aufgebrochen und darin Stufen entdeckt hatte, die hinab unter die Erde führten, wusste sie, welchen Weg sie nehmen musste, falls sie jemals die ersehnten Antworten finden wollte.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



David Whitley

Das Land des letzten Orakels

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47468-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Um ihre Heimat zu retten und ihr Schicksal zu erfüllen, müssen sie ein uraltes Geheimnis ergründen

Einer alten Prophezeiung zufolge werden die beiden Jugendlichen Lily und Mark einst Richter über ihre Heimatstadt Agora sein. Doch noch müssen die beiden ums Überleben kämpfen: Mark ist in Agora selbst ins Zentrum eines gefährlichen Konflikts zwischen dem tyrannischen Stadtoberhaupt und heißblütigen Revolutionären geraten. Lily irrt derweil durch das geheimnisvolle Land Naru. In dessen dunklen Höhlen soll ein Orakel ihr die eine, letzte Wahrheit verkünden, ohne die sich ihr Schicksal nicht erfüllen kann. Doch der Preis, den das Orakel verlangt, ist hoch ...



[Der Titel im Katalog](#)